Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 211. Bromberg, den 18. Oktober 1927.

Heinrich von Kleist.

Zu seinem 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927.

Er war ein Dichter und ein Mann wie Einer,
er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen;
an Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
an unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.
Hebbel.

Jeder Künstler, selbst wenn er überzeitliche, ewige Werte schafft, bleibt dennoch Weltkind seiner Zeit. Dantes Göttliche Komödie und Shakespeares Dramen sind so gut auf Renaissanceboden erwachsen, wie Goethes Iphigenie auf humanistischem und Kleists Prinz von Homburg auf der Schwelle zwischen sterbender Romantik und rauher, ungestümer Realistik. Wenn wir dies alles recht bedenken, erhellt mit unvergleichlicher Deutlichkeit, weshalb uns Gegenwartsmenschen, die wir noch schwanken zwischen ekstatischer Ausdruckskunst und „Neuer Sachlichkeit", ein Kleist, ein Grabbe, ja, selbst ein Büchner so wesensvertraut, so über alle Maßen „zeitgemäß" erscheinen. Wer aber stände uns von allen Dreien wohl näher, als gerade Kleist, dessen Geburtstag sich bereits zum 150. Male jährt?

Bekannt ist Wielands hohe Meinung über den genialen Feuerkopf, von dem er behauptete, er (Kleist) sei dazu berufen, die große Lücke in der deutschen Literatur, die selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden sei, zu beseitigen, und in der Tat: betrachtet man das Lebenswerk Heinrich von Kleists als großes Ganzes, so drängt sich jedem die Überzeugung unwillkürlich auf, daß hier ein Dichter Szenen jo voller Herzblut gestaltet hat, die an dramatischer Wirksamkeit und Geschlossenheit ihresgleichen in der gesamten deutschen Dichtung suchen. Ein Beispiel mag genügen: „Der zerbrochene Krug", sanft eingebettet zwischen Lessings „Minna von Barnhelm" und Hauptmanns „Biberpelz", stellt nach wie vor eine Gipfelleistung des viel zu stiefmütterlich behandelten deutschen Lustspiels dar. Über Kleist und sein Werk ist gerade in den letzten Jahren manch wertvoller Gedanke geäußert und geschrieben worden, psychiatrisch hat man die Lichter und Schatten seines unruhvollen Lebens durchforscht und kritisch seine Schöpfungen beleuchtet – doch sind das alles gewissenhafte, mehr oder weniger gelehrte Studien „Zünftiger", die nicht bis in die Massen dringen.

Das aber ist das Wesentliche: der Preuße Kleist gehört nicht allein als sorglich rubrizierte Größe der literarhistorischen Forschung, sondern vor allem dem ganzen deutschen Volke. Aus dieser Forderung ergibt sich ganz von selbst die Frage: Was ist uns Heutigen noch Kleist?

Ebenso müßig wie zwecklos erscheint es, landläufig sattsam bekannte Angaben über den Mann und sein Werk erneut hier aufzufrischen. Es gibt wohl keinen Deutschen, in dessen Erinnerung sich früher oder später nicht Spuren einer Kleistschen Erzählung oder eines seiner lebendigen Dramen fanden. Wer von uns hätte nicht die Schwungkraft dieses Aars, der aus sumpfigen Niederungen stets zur Sonne strebte, ohne sie je zu erreichen, im Innersten aufgewühlt verspürt? Wie soll man ihn beschreiben, den trotzigen Himmelstürmer, den ständig Ketten lähmten, bis seiner Licht- und Fernensehnsucht selbstgewählter Tod ein Ende setzte? Sein Name wirkt auf uns wie sturmzerzaustes, umflortes Schlachtpanier, das in bitterster Not von Sieg und Heldenmärschen träumt. Aus Kleistschen Versen schimmert reich an Lebenswunden die weite deutsche Seele, zerpflügt von Fieber und Leidenschaft, Zweifeln und Hoffnungen, beschwingt von Sternengläubigkeit und heiliger Einfalt. Urweisen klangen in ihm. Er bannte sie zu Visionen, dichterischen Erlebnissen von ungeahnter Daseinsfülle. In wütendem Ringen um Gestaltung verwarf er alles, was zu seiner Zeit noch an klassisch-romantischen Formwerten in deutscher Dichtung weitergeisterte, schuf sich einen eigenen, urwüchsig-herben Prosa- und einen dionysisch aufgepeitschten Versstil. Mit „Robert Guiscard", dem gewaltig behauenen Torso, hoffte er Goethe, dem abgeklärten Olympier, „den Kranz von der Stirne zu reißen". O, wie er ihn haßte, den „Herrn Geheimbden Rath", der ihm den „Zerbrochenen Krug" in Weimar auf der Bühne so zertöppert. Freilich er führen keine Brücken von „Iphigenie" zur Kleistschen „Penthesilea", dieser ungebärdig dahinstürmenden, genialisch geballten Tragödie. In diesem Werke pulst aller Eros, alle Selbst-Ekstase des gepeinigten Dichterherzens.

Wie er sich verschwendete! Als er den Schlußstrich unter „Penthesilea" setzte, fanden ihn die Freunde völlig aufgelöst: „Nun ist sie tot, nun ist sie tot". So ging er, Sproß eines untadeligen preußischen Offiziersgeschlechts, das stets auf Haltung hielt, bis zur Raserei in seinen dichterischen Phantasien auf. „Alles oder nichts!" Nach diesem Wahlspruch aller Stürmer und Dränger schuf und lebte er himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt. Verbrennen oder erstarren — ein laues Drittes kannte er nicht, Maßhalten konnte er nicht. Allein aus dieser Polarität seines Wesens ist „Das Käthchen von Heilbronn" zu begreifen, das er selbst als „die Kehrseite" der Penthesilea bezeichnete. Gewiß, gar manches an diesem romantischen Ritterschauspiel wirkt heute unerträglich sentimental und kulissenstaubig, und doch muß man es um der kindlich-verträumten Keuschheit willen lieben, mit der hier Käthchen, das kleine törichte Mädchen aus dem Volke, ihre grenzenlose Liebe zum Ritter bangend durch Traum und harte Wirklichkeit trägt. Es ist recht viel um all das Somnambule dieses Werkes, um seine Fehler und Schwächen gestritten worden — mit Unrecht, denn jede verstandesmäßige Zergliederung stäubt ihm den Schmelz von viel zu zarten Flügeln. —

Eine ganz andere Welt loht uns entegegen aus der „Hermannsschlacht", die wiederum ganz männlich, ganz tat- und zielbewußt in historischer Gewandung ein einziger Schlachruf des Dichters ist wider die korsische Willkürherrschaft. Welche Enttäuschung mußte es für Kleist bedeuten, als keine Bühne in deutschen Landen es wagte, dieses vaterländische Schauspiel in den Jahren tiefster Erniedrigung aufzuführen. Ein wahnwitziger Haß gegen alles Napoleonische bemächtigte sich des Dichters. Nach der Kriegserklärung Österreichs an Frankreich im April 1809 schrieb er den wilden Sang „Germania an ihre Kinder", und bald darauf seinen „Katechismus der Deutschen". In allem Ernst trug er sich damals mit dem Gedanken, Napoleon zu ermorden, und gebärdete sich überhaupt recht sonderbar. Brentano, mit dem er vorübergehend in jener Zeit verkehrte, nannte ihn „eine sehr eigen-

tümliche, ein wenig verdrehte Natur, wie das fast immer der Fall ist, wo sich ein Talent aus der alten preußischen Montierung durcharbeitet". Daß er es konnte, bewies er zur Genüge mit seiner reifsten dramatischen Schöpfung, dem „Prinzen von Homburg". Hebbels Urteil darüber erscheint uns noch heute maßgebend: „Der Prinz von Homburg gehört zu den eigentümlichsten Schöpfungen des deutschen Geistes, und zwar deshalb, weil in ihm durch die bloßen Schauer des Todes, durch die hereindunkelnden Schatten erreicht worden ist, was in allen übrigen Tragödien — das Werk ist eine solche (hier irrt sich Hebbel!) — nur durch den Tod erreicht wird: die sittliche Läuterung und Verklärung des Helden." Wider Erwarten Kleists fand auch dieses Kunstwerk am preußischen Hofe eine ganz kühle Aufnahme.

Bleibt noch ein Blick auf den an Zahl spärlichen, gehaltlich eine eigene Klassik bildenden Novellenkranz Heinrich von Kleists, als da sind „Das Erdbeben auf Chile", „Die Verlobung in San Domingo", „Der Findling", „Die Marquise von O." und sein prosaisches Meisterwerk „Michael Kohlhaas", in dem nur der theatralische Schluß etwas verunglückt ist. Ein Wunder, wie knapp und sparsam hier die Worte fallen, schmucklos, stellenweise fast chronikartig schauriges Geschehen ruhig schildernd, dabei doch stets den geborenen Erzähler verratend. —

Kleist kapitulierte vor seinem dämonischen Schicksal als ehrlicher Soldat, nachdem die Mitwelt ihm den Glauben an seine künstlerische Sendung verständnislos zerstört. Wie er mit Henriette Vogel weit draußen in der Mark aus diesem Leben schied, wissen wir. Jahre vergingen, bis man die wahre Größe des Entschlafenen zu würdigen begann. Er ist nicht fortzudenken mehr aus unserer deutschen Dichtung. Sein Werk steht wie ein Fels in Brandung, wirkt haltgewährend, richtunggebend für uns alle. Er selbst ist längst zum Sinnbild reinen deutschen Geistes geworden, ist Orgelklang und gen Himmel ragende Sehnsucht gotischer Dome und verantwortungsbewußt wie nur je ein Deutscher.

Dr. Werner Freytag.

Der Ritter vom reinen Geist.

Historische Skizze von **Alfred Hein.**

Über Heinrich von Kleist kam die große Ruhelosigkeit, die ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verließ, in dem Augenblick, da der Plan fehlschlug, in der Schweiz sich vom Rest seines Vermögens ein Landgut zu kaufen. Immer stand ihm als Leitstern des Lebens das altpersische Gesetz vor Augen: ein Mensch kann nichts der Gottheit Wohlgefälligeres tun als dieses: ein Feld pflügen, einen Garten pflanzen und ein Kind zeugen. Heinrich Zschokke, Wielands Sohn Ludwig und Wielands Schwiegersohn Heinrich Geßner wollten ihm zu dem Gut verhelfen, da sagt Kleist plötzlich den opferfreudigen Freunden Lebewohl. Ludwig kann ihm gerade noch zurufen: „Vergessen Sie nicht in Weimar, meinen Vater zu besuchen", und schon wendet sich Kleist mit Ekel von dem Land, das um die Jahrhundertwende in die Hände der Franzosen kommen soll. Er haßt Paris und das napoleonische Frankreich.

Der erneute Fehlschlag, ach, es war nicht mehr zu zählen, der wievielte, wirft ihn in Bern aufs Krankenlager. Diese Krankheit kostet den Rest seines Vermögens. Ulrike, die Schwester, die ihn gewarnt, nach der Schweiz zu gehen, holt den Bruder nach Deutschland zurück. Niemand begreift ihn, auch Wilhelmine nicht, die Braut, sie überläßt ihn seinem Schicksal. Kaum fühlt er sich ein wenig wohler, bricht der ungestüme Dichter aus: nach Weimar, nach Weimar!

Goethe will er einmal sprechen, ihm auf den „Knieen seines Herzens" das neue Drama überreichen. Der aber horcht kaum nach seinem jungen wilden Gast hin, sieht nur unwillig zur Seite auf den Menschen, der auf ihn einredet, und läßt ihn nie mehr rufen; er meint, dessen Hypochondrie sei zu arg. Er schüttelt sich, ja, er fürchtet sich, diesem Unruheherd von wirren, wildernden Gefühlen zu nahe zu kommen.

Aber Wieland, den Kleist ganz verzagt und zuletzt von allen Weimarer Größen aufsucht, Wieland, obwohl seine Welt und seine Phantasien idyllisch still durchs ländliche Greisenleben schweben, der Alte liebt ihn, Kleist soll kommen, wann es ihm behagt.

Zuerst ergreift Kleist der Neid. Da sitzt dieser Alte behäbig auf seinem Gute Osmannstedt. Schreibt seine verzärtelten oder witzelnden Verse, lächelt und lächelt und sieht nur Licht im Leben. Der hat Acker, Baum und Kind.

Finster sitzt Kleist an Wielands Tisch. Er ißt zögernd, er trinkt stumm. Die kleine Luise, Wielands Tochter, schaut bang zu ihm hinüber. Beobachtet die düstere Falte auf der Stirn. Will ihm so gern die schwarzen Strähnen zurückstreichen, die auf diese herrlich gewölbte Stirn fallen.

Mitten in der Mahlzeit springt Heinrich auf. Wirft dem zärtlich um ihn bangenden Mädchen zornige Blicke zu. Ich will frei sein, nur Geist, Geist! Versteht ihr denn nicht? Du, Alter, iß nicht so behaglich! Wir wollen kämpfen! Wir wollen rasen durch diese verfluchte und verdunkelte Welt, bis wir der Wahrheit wahres Licht finden! Der Wahrheit wahres Licht! — — „Wissen Sie, was Kant sagt? Es gäbe für uns nur die Erscheinung der Dinge. Nicht die Dinge an sich. Wenn wir grüne Brillen von Natur trügen, ohne es zu ahnen, so sähen wir alles falsch gefärbt, ohne es zu merken. Wir finden nicht die Wahrheit, die absolute Wahrheit!"

„Ja, ist denn das notwendig?" fragt der Alte.

„Grundgütiger Himmel," schreit Kleist, „was gibt es denn Wichtigeres! Horchen Sie doch! Horchen Sie! So fühle ich Guiscards Tod — so — so — stöhnt der kranke Löwe — mein einziger Freund in diesen Wochen — so —" Da sieht er den großen, ängstlich-verstehenden Blick der vierzehnjährigen Luise — und verstummt, setzt sich an den Tisch, murmelt nur noch die Verse vor sich hin, ißt hastig den Teller leer und stürmt in den Garten . . . Luise will ihm nacheilen, aber der Vater hält sie zurück. „Hol mir die Pfeife!"

Luise gehorcht, doch Tränen steigen in ihre Augen. Zum ersten Male gehen in ihrem Herzen sonderbare Dinge vor. Nachts kann sie vor Unruhe nicht schlafen. Immer steht der junge, traurig-wilde Held neben ihr.

Kleist aber sitzt unter der Ulme und sieht hinab auf das stille Tal. Die Verse seines Robert Guiscard durchdröhnen ihn, er lächelt, nur reiner Geist sind Seele und Leib. Ja: und Leib — — nein, nicht an Wilhelmine denken. Sie wird einen Auskultator in Frankfurt heiraten und durch die Oderwälle ihre Kinder spazieren führen. Ich liebe die Frauen, ja, aber sie müßten sich von meinem geistigen Feuer erfassen lassen. Mit brennen! O dumme kleine Luise, was sollen mir deine leisen lieblichen Augen? Mit brennen! Wie Guiscard der Herzogin zuruft, als sie seinem vor Pest lodernden Leib Kühlung fächelt: „Dem Ätna wedelst du, laß sein." Zu trinken bietet ihr meinem zertrümmerten, durchflammten Helden aus winzigem Becher? „Die Dardanellen, liebes Kind! Die Dardanellen!" So dürste ich, so brauche ich Kühlung, kleine Luise, ein Feuerberg bin ich, ein Riese, der Meere trinkt.

Kleist erhebt sich, in ihm tobt ein Vulkan voll Schöpfungsdrang. Er schreibt, schreibt im Stehen die letzten Verse. Das Werk von anderthalb Jahren ist fast fertig, sein Robert Guiscard. Wieland, der liebe alte, er muß es hören. Ich habe ihn gewiß oft geärgert. Er wird es nicht verstehen. Aber ich will wissen, was er sagt.

Er läuft ins Haus. Holt aus seinem weltverloren friedlichen Giebelstübchen, das ihm Wieland eingeräumt, auf daß er immer bei ihm bliebe, die losen Blätter mit der unruhig dahingerasten Schrift. Läuft hinab. „Wo ist dein Vater, Luise?" — „In der Veranda!"

Schon steht er vor dem Alten. Der träumt dem Pfeifenrauch nach.

„Ich will Ihnen mein neues Drama vorlesen!"

„Ah — ich freue mich —"

Da beginnen die Verse zu stampfen, zu dröhnen, zu marschieren, zu donnern, zu brausen, ja, sie singen, sie orgeln — sie beben, und die Erde bebt mit — — —

Es ist Nacht, als Kleist geendet. Die gutbürgerlich stille idyllische Septembernacht im Thüringerland. Aber Wieland hat Welteroberervisionen, das Tragische an sich erfüllt dieses Haus durch die Worte des titanischen Jünglings.

Wieland hat Tränen in den Augen und streichelt ihn: „Du meisterst die Tragödie besser, als jene, mein junger Freund." Er weist nach Weimar. „Du wirst Deutschlands Shakespeare."

Das ist das Wort, die Krone, auf die Kleist seit Jahren gewartet. Der weise Alte verleiht sie ihm. Er kniet nieder und küßt die Schuhe des greisen Geistes, der ihn selig preist. Heinrich ist trunken vor Siegerrausch.

„Noch nie war ich so glücklich in meinem Leben. Darf ich allein in den Garten?"

Der Alte winkt ihm gütig: Nur zu!

Dort harrt Luise seiner. Sie hat verstohlen gelauscht. Sie faßt nun, im Dunkeln mutig, die Hand des Feuergeistes. „Ich habe Sie sehr lieb!" — Aber Kleist wirft die Hand beiseite, ihn ekelt das Fleisch in dieser geistig-glückseligen Stunde. Er stürzt in die dunklen Gebüsche. Das Mädchen ruft: „Kleist!" Einmal. Zweimal. Der Dichter aber sinnt wütend: Warum werde ich gefoltert, selbst in dieser herrlichen Stunde? Was soll mir die kindliche Verliebtheit des jungen Dinges?

Wieder kommt die Verwirrung über ihn.

Wo ist die reine Welt für mein reines Wollen? Wo ist die lautere Bühne für mein lauteres Drama? Wo bin ich nicht von Geschwätz und Sinnlichkeit umgeben? Wieland, wo ist deine Titania und nicht deine — kleine paus-

backige Luise? Ich muß fort von hier! Fort! O Himmel, was für eine Welt! Vor der Liebe muß man flüchten! —

Als Luise am anderen Morgen Kleist zum Morgenkaffee holen wollte, fand sie das Zimmer leer. Heinrich war abgereist.

Die Liebesprobe.

Historische Skizze von **Bruno Winkler.**

Die Diener gossen Champagner ein. Graf von Buol-Schauenstein, der österreichische Gesandte am sächsischen Hof, nahm das Glas und hob es gegen seine Tischnachbarin. „Ihr Wohl, meine Gnädigste!“

Frau von Haza nippte nur. „Wir sollten ihn leben lassen!“

Ihr Gatte, Landrat von Haza-Radlitz, beugte sich vor. „Darf ich den Spruch ausbringen, Graf?“

„Aber bitte!“

Herr von Haza erhob sich, klopfte ans Glas.

„Eine Rede!“ flüsterte der Maler Hartmann seinem Kunstgenossen Gerhard von Kügelgen zu.

„Pst!“ Graf Vitzthum legte den Finger an den Mund.

„Der Verfasser des „Amphitryon“, der Dichter des „Zerbrochenen Kruges“, der Schöpfer der „Penthesilea“, unser lieber Kleist, der uns heute wieder unvergeßliche Stunden geschenkt hat, er lebe hoch . . . !“

Gläserklingen! Hochrufe! Geschwirr froher Stimmen. Die Flammen der Kerzen flackerten.

„Jetzt, Tante Minna?“ Die liebliche Julie Kunze griff unter den Tisch.

Frau Minna Körner nickte.

Da glitt das junge Mädchen vom Sitz, huschte hinter den Stuhl des Gefeierten und drückte ihm einen Lorbeerkranz aufs Haupt.

Kleist saß blutübergossen. „Was tun Sie, Julie?“

Ihre Blicke glänzten ineinander.

„Sie tut recht, Herr von Kleist.“ Lächelnd trank Appellationsgerichtsrat Körner seiner schönen Pflegetochter zu.

Kleists Jugendfreund, der Major und Kammerherr von Rühle, legte die Hand auf den Arm des neben ihm Sitzenden. „Jetzt bist du glücklich!“

„O Rühle! Es erfüllt sich alles.“ — —

Trunken vor Seligkeit irrte Kleist an diesem Abend durch Dresdens winklige Straßen. In seiner Brust hämmerte es: „Sieg!“ Worum er ein Jahrzehnt gerungen, es war ihm geworden: Anerkennung, Erfolg, Ruhm! Und zu alledem blühte eine neue Liebe in seinem Herzen.

„Julie!“ Kleist sprach den Namen der heimlich Geliebten laut vor sich hin. Der Himmel hatte ihm dieses holde Mädchen gesandt. Noch hatten sie sich nicht erklärt; aber ihre Herzen — das fühlte er — waren eins. Morgen würde er mit ihr reden, sich durchs Wort bestätigen lassen, was ihm ihre Augen längst verraten hatten, und dann — dann würde er es halten, sein Glück. Diesmal würde er es halten! Seine Gedanken flatterten jäh ins Vergangene. Wilhelmine von Zenge! Ach, es war seine Schuld gewesen, daß die Braut sich von ihm gewandt hatte. Jetzt sah er klar! Landmann hatte er werden wollen, Bauer in einem entlegenen Winkel der Schweiz. Da hatte sie ihm freilich nicht folgen können.

Er stand vor seinem Quartier in der Pirnaischen Vorstadt. Leise stieg er die Treppen hinauf, die Wirtsleute nicht zu wecken. Der Mond warf sein helles Licht in die bescheidene Stube. Es könnte fast eine Bauernstube sein, dachte Kleist. Er lächelte. Wohl ihm, daß er nicht Landmann geworden war! Wer weiß, ob er dann die frohen Ereignisse dieses Tages erlebt hätte: die Aufführung des „Zerbrochenen Kruges“ auf dem Liebhabertheater des Grafen Buol, das ihm zu Ehren veranstaltete Festmahl und am Morgen die verheißungsvolle Sitzung mit Rühle, Pfuel, Hartmann und dem Gelehrten Adam Müller, in der die Herausgabe einer Zeitschrift mit dem stolzen Namen „Phöbus“ beschlossen worden war.

Er entkleidete sich und legte sich nieder. Seine Gedanken aber kamen noch nicht so bald zur Ruhe. Sie tanzten um Julie, spielten mit der Zukunft und glitten zurück in die Vergangenheit. Wenn doch Ulrike, seine liebe Schwester, heute bei ihm gewesen wäre! Sie würde ihn nun nicht mehr tadeln, daß er zweimal den Dienst seines Königs verlassen hatte. Jetzt würde sie einsehen, daß er ebenso wenig zum Beamten wie zum Soldaten geschaffen war.

Gestalten aus seinen Werken traten ihm vor die Augen. Eine aber überstrahlte alle anderen an Glanz: die der Amazonenkönigin Penthesilea, deren Schatten er der Sage entrissen hatte. Schon zuckte die Flamme seines immer lodernden Geistes um eine neue Entscheidung, die eines Mägdleins, eines reizenden, minniglichen Geschöpfs, das die Züge der leuchtenden Julie Kunze trug. Märchenhafte Bilder schauend, schlummerte er ein.

Am nächsten Morgen warf er, kaum erwacht, in großen Zügen die Handlung eines neuen Theaterstücks aufs Papier. Dann eilte er zu Körners. Der sechzehnjährige Theodor öffnete ihm. „Willkommen, Herr von Kleist! Die Eltern sind nicht daheim. Aber wenn Sie Tante Dora oder Julie sprechen wollen . . .?“

„Gern!“ Kleist plauderte eine Weile mit dem feurigen Jüngling. Dann ging er in den der Elbe zu gelegenen Garten, wo er ein helles Kleid hatte leuchten sehen.

Sie lehnte an der Mauer und schaute auf den Strom.

„Julie!“

Aufschreckend fuhr sie herum, die Hand auf der Brust, Feuer auf den Wangen. Stumm stand sie da. Aber ihre Augen sprachen: „Geliebter!“

In süßer Erregung nahm Kleist sie bei der Hand und führte sie zur Bank in der Laube.

Jetzt aber brach das Dunkle, Rätselhafte seiner Natur auf einmal wieder in ihm auf und vernichtete die zarte Blüte des Glücks, kaum daß sie sich entfaltet hatte.

Selbstvergessen ruhte das Mädchen in seinem Arm. Da kam ein seltsamer, fremder Ton in Kleists Liebesgeflüster. Er beschwor die Geliebte, ihren Herzensbund vor jedermann geheim zu halten und auch dem Vormund nichts davon zu sagen; er bat sie, und seine Bitte klang wie ein Gebot, ihm ohne Wissen der Pflegeeltern zu schreiben.

„Das kann ich nicht, Heinrich.“

„Dann liebst du mich nicht. Ich werde in drei Tagen wiederkommen.“ Er verabschiedete sich und verließ gesenkten Hauptes den Garten. —

Noch dreimal wiederholte er sein Verlangen: nach drei Tagen, nach drei Wochen, nach drei Monaten. Julie erfüllte es ihm nicht.

Da erlosch die Liebe in seinem Herzen.

Erlosch sie wirklich? War sie so schwach gewesen? Oder hatte sein Dämon sie nur in eine andere Bahn gelenkt?

Sie lebt noch heute: in einer der lieblichsten Mädchenfiguren der Weltliteratur, im „Käthchen von Heilbronn“, dessen Gestalt Kleist in diesen Monaten schuf und in dessen Erscheinung er sein Ideal von der Liebe und Treue des Weibes verkörperte.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(23. Fortsetzung. —

In Armeslänge von der Tür entfernt befindet sich ein Fenster, aber es ist so klein, daß es unmöglich ist, sich durch diese schmale Öffnung in den Raum zu zwängen. Glücklicherweise ist das Fenster offen, nur ein Fetzen Stoff im Innern ist davorgezogen. Frank schiebt ihn zur Seite und zerreißt ihn dabei, dann starrt er mit weitgeöffneten Augen hinein in den dunklen Raum. Er erkennt nichts, nicht einmal die Umrisse von Möbeln oder anderen Gegenständen.

Er überlegt noch, ob er sich bemerkbar machen solle, als plötzlich aus der Dunkelheit ein Geräusch kommt, es hört sich an, als sei jemand erschrocken aufgefahren, und er ruft flüsternd, ganz ohne Überlegung in das Dunkel hinein: „Gwennie — — — Jeanette?“

Schweigen. Keine Antwort.

Eine Unendlichkeit scheint zu vergehen. Dann kommt aus der Finsternis ein gebrochenes Flüstern, eine Stimme, die so leise ist, daß er sie nicht erkennen kann: „Wer ist dort?“

Es war die Stimme einer Frau.

Und er antwortet leichtsinnig aufs Geratewohl: „Frank Hull — — — hier ist Frank Hull — — —“

Und diesmal braucht er nicht auf Antwort zu warten. Er hört ein Rascheln, ein schnelles Huschen über die Dielen des Bodens, etwas Weißes taucht vor ihm auf, und zwei Arme schlingen sich um seinen Hals.

Es ist Gwennies Duft, der ihm entgegenschlägt, und es ist ihre Stimme, die in sein Ohr abgerissene, unverständliche Worte stammelt.

„Ich wußte — — — Frank, ich wußte, daß du kommen würdest. Ich wußte es ja, du — — du mußtest kommen! Frank, du Lieber — du Lieber — — —“

Sie vergißt in ihrer Freude, ihn zu küssen, sie hält seinen Kopf zwischen ihren Händen und stammelt ihm Worte

fassungslosen Glückes ins Ohr. sie schluchzte, streicht über sein Haar und hängt sich an ihn.

Sie scheint sein Hiersein wie ein Wunder hinzunehmen, denn sie fragt nach nichts, sie ist nicht einmal überrascht — sie hängt an seinem Hals, stammelt und schluchzt wie ein Kind.

Er macht sich von ihr frei, und im Augenblick hat Gwennie vollkommen ihre Beherrschung wiedergefunden. Sie versteht sogleich, worum es sich handelt. Sie öffnet ihm die Tür, faßt ihn vorsichtig bei der Hand und weckt dann Jeanette. Kein Licht wird gemacht, kein Wort fällt mehr.

Gwennie hüllt sich und die Zofe ein, und es ist fast, als habe sie Frank vergessen. Er steht regungslos neben der Tür. Sein Herz pocht; nicht wegen der Gefahr, die jeden Augenblick auf ihn einstürzen kann, sondern nur, weil Gwennie endlich in Sicherheit kommen soll.

Dann tritt sie zu ihm hin: „Ich bin bereit Frank!" flüstert sie und schlingt noch einmal die Arme um seinen Hals.

Jeanette hat offenbar kaum begriffen, was um sie her vorgeht, sie läßt sich wegführen und folgt mit Gwennie dem behutsam voranschreitenden Frank Hull. Sie gehen rasch, fast ein wenig leichtsinnig und zu unvorsichtig dorthin zurück, wo Frank vorhin die Talsohle betreten hat. Aber niemand hört sie, kein Verfolger wird sichtbar. Sie wechseln kein Wort miteinander, und erst, als Frank Gwennie anseilen will, wehrt sie sich: Jeanette soll die erste sein, die sich in Sicherheit bringt. Er fügt sich ihrem Wunsch, um keine Zeit zu verlieren, während Jeanette, die noch immer halb bewußtlos ist, über ihnen im Dunkel verschwindet, schmiegt sich Gwennie an Frank und küßt ihn stumme, küßt ihn so heiß, wie sie ihn in Saucelito während des Abschieds küßte. Sprechen kann sie nicht.

Das ganze Rettungswerk dauert kaum eine Viertelstunde, und als Frank als letzter wohlbehalten oben auf dem Felsendach ankommt, muß er lächeln: Heller hat aus seiner Feldflasche zwei kleine Becher Wein eingeschenkt und bietet sie als Willkommenstrunk mit einer höflichen Verbeugung den beiden Damen dar und macht dazu ein so freundliches und zuvorkommendes Gesicht, als stehe er hier statt in dieser Felsenöde auf festlichem Parkett.

Gwennie dankte ihm lächelnd und trinkt, dann gibt sie ihm stumm die Hand, und auch Lincoln, der etwas abseits steht, und Frank behilflich gewesen ist, sich von dem Seil zu lösen, muß mit etwas verlegener Miene ihren Dank über sich ergehen lassen. Da wird plötzlich tief unten am südlichen Horizont ein weißer, heller Lichtschein sichtbar, dem dann ein tiefes, dunkles Rot folgt, das sekundenlang wie eine ferne Feuersbrunst den dunklen Himmel rötet.

Heller weist triumphierend darauf hin; es ist das Zeichen, daß Osgood glücklich seinen Streich durchgeführt hat und nun die Flugzeuge herbeiruft, die bei dem Kampf gegen die „Springflower"-Leute helfen sollen.

*

Der Handstreich des Obersten war vollkommen geglückt, dank der Unaufmerksamkeit, mit der die Damen bewacht wurden und dank der Umsichtigkeit des Obersten, der seine südamerikanischen Kriegserfahrungen wieder einmal hatte verwerten können. Die beiden Posten, die die Behausung der Damen bewachten, waren überwältigt worden und befanden sich nun als Gefangene im Lager von Osgoods Leuten. Sie fügten sich willig in die Veränderung und waren bemüht, sich bei den neuen Machthabern beliebt zu machen.

Steenwyck war nur schwer davon abzuhalten, seine Blitzlichter aufflammen zu lassen und die beiden zu photographieren. Er war aus diesem Grunde verstimmt und beklagte sich bitter bei Frank. Dann hielt er sich schadlos bei den Damen, von denen keine einzige fehlte, fragte sie nach tausend Einzelheiten aus und entwarf seine ersten Telegramme.

Den Obersten traf Frank nicht mehr an, denn dieser war bereits mit allen seinen Leuten wieder nach vorn gegangen, um die Einkesselung des Tales zu leiten. Die Posten hatten ausgesagt, daß sie in einer knappen Stunde abgelöst werden sollten. Das Verschwinden der Damen würde dann bemerkt werden.

Bis dahin mußte alles geschehen sein. Der Oberst stellte seine Hauptstreitmacht, die aus fünfzehn Leuten bestand, dort auf, wo der Fluß ins Tal eintrat. Zwei Maschinengewehre, auf dem ziemlich steil abfallenden Felsenhang eingebaut, würden wahrscheinlich genügen, um den „Springflower"-Leuten ihre Angriffslust zu nehmen. Zwei andere Gewehre suchten im Schutz der Dunkelheit Aufstellung auf den Felsenhöhen rechts und links am Fjord, um den Weg zum Meer abzuschneiden.

Mit nennenswertem Widerstand rechnete niemand, denn sowohl die Damen als auch die beiden Gefangenen hatten berichtet, daß MacArrews Maschinengewehre auf der „Springflower" geblieben waren, und auf dem Schiff befand sich nur eine ganz schwache Besatzung.

Frank fand den Obersten endlich auf dem alten Lauscherposten, von dem aus sie schon am vergangenen Nachmittag ins Tal hinabgeschaut hatten.

„Es ist alles in Ordnung, alles bereit!" flüsterte der Oberst. „Wie steht's mit Miß Dolan?"

„Sie ist in Sicherheit!"

„Wohlbehalten?"

„Ja, ganz wohlbehalten."

Nach wenigen Minuten traf auch Gwennie selber, geführt von Lincoln, bei Frank und dem Obersten ein. Steenwyck hatte sie mit seiner hartnäckigen Ausfragerei aus dem Lager verjagt, und außerdem wollte sie mit dabei sein, wenn der Kampf gegen die dort unten begann, und weder dem Obersten noch Frank gelang es, sie zu veranlassen, zu ihren Freundinnen zurückzukehren. Sie hatte von keiner einzigen mehr eine gute Meinung und wollte bei Frank bleiben. Sie streckte sich neben ihm auf dem Erdboden aus.

Unten im Tal blieb alles ruhig. Auch das letzte Licht war verloschen, und Dunkelheit verhüllte alles.

„Wann kommen die Flugzeuge?" fragte Gwennie flüsternd.

„In zehn Minuten müssen sie hier sein!" antwortete der Oberst ebenso leise und lauschte, ob er noch keine Motorengeräusche vernähme. Alles blieb noch still. Die Minuten verrannen, und alle drei lauschten vergeblich auf das Brummen aus der Luft.

„Sie müßten längst hier sein!" sagte Frank ungeduldig. „Wo sie nur bleiben? Ob sie die Signale übersehen haben?"

„Unmöglich! Sie werden kommen."

Und wirklich vernahm man wenige Augenblicke später einen leisen und immer mehr anschwellenden dumpfen Orgelton.

Die Flugzeuge kamen.

Gwennie umfaßte Franks Hand fester. Sie brachte kein Wort über die Lippen. Er fühlte ihre Schulter, die sich eng an seinen Arm preßte, leise zucken.

Unten im Lager regte sich nichts. Das Brummen der Motoren wurde lauter, näherte sich rasch, schwoll immer mehr an, erfüllte die ganze Luft, und plötzlich zuckten unten im Tal zwei Lichter auf.

„Jetzt haben sie's gehört!" rief Frank laut und in heller Erregung. „Sie werden lebendig! — — — Oberst, eine Rakete!"

Im gleichen Augenblick zischte eine weiße Rakete wie ein silbersprühender Ball hoch empor in die Luft, zerriß die Dunkelheit und zerspritzte oben am Himmel. Ein fahles Licht hatte sich sekundenlang über das Lager verbreitet. Schreie und Rufe, halb verschluckt von der Nacht, kamen von unten her.

Da rauschte es dicht über ihren Köpfen herbei. Die Rakete des Obersten hatte den Flugzeugen ihr Ziel gewiesen. Die Lichter in den Maschinen waren gelöscht, um kein Ziel für Schüsse zu bieten. Zwei, drei, vier Raketen zischten von überall dort empor, wo der Oberst seine Maschinengewehre in Stellung gebracht hatte. Das ganze Tal war auf Sekundendauer beleuchtet.

Dann antworteten die von oben. Sie warfen Schirmraketen ab, die minutenlang in der Luft schwebten und alles mit Tageshelle übergossen. Es war nicht festzustellen, wieviele Flugzeuge eigentlich dort oben kreisten. Der Oberst hatte nur fünf Maschinen hierher befohlen, aber das unaufhörliche Brummen der Motoren war so stark, daß die Leute im Tal wohl annehmen mußten, ein ganzes Geschwader über sich zu haben. Und ununterbrochen fielen neue Raketen, immer neue von diesen künstlichen Silbersonnen schwebten aus dem Lager herab und wurden von dem leichten Winde meerwärts getragen.

Jede Einzelheit im Lager war erkennbar. Man sah die Baracken, sah die Männer, die sich in dichtgeballten Scharen davor drängten und hin und her liefen über den schmalen Laufsteg. Man bemerkte die Befreiung der Damen — entdeckte, daß man verloren war.

(Schluß folgt.)

Lustige Rundschau

* Ein ganz Schlauer. „Nee, Männeken, die Versicherungsprämie zahl' ich nicht mehr, ich bin jetzt drei Jahre bei euch, und es ist mir nix passiert, jetzt geh' ich mal in 'ne andere Versicherung."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.